

# Einleitung

„Wir wissen im Allgemeinen ganz genau, was wir wollen. Aber wissen wir auch immer in einem tiefen Sinn, warum wir es eigentlich wollen?“ (Kurzinformation zur Veröffentlichung von Jüttemann 2007).

Wenn sich spätere Studierende der Musiktherapie für dieses Studium interessieren, wenn sie sich darauf vorbereiten, die Aufnahmeprüfung (wenn notwendig) absolvieren und auch nach dem ersten Semester ihr Studium noch durchführen, wissen sie in der Regel sehr genau, warum sie das so wollen. Mit dem obigen Satz könnte man nun aber fragen: gibt es tiefliegende Gründe, die dieser Sequenz eine gewisse Folgerichtigkeit geben? Gibt es so etwas wie eine innere Logik, ja vielleicht sogar eine Zwangsläufigkeit, die diese biografische Entwicklung erklärbar macht?

„Musik – Biografie – Therapie“: dieser Dreischritt als Thema ist ein Beitrag zur berufsbiografischen Beforschung von Musiktherapeuten. Er untersucht, welche musikalische Entwicklung angehende Musiktherapeuten von Beginn ihres Lebens an nehmen und wie ebendiese Entwicklung sie in den späteren Beruf des Musiktherapeuten hineinführt. Mit dieser Fokussierung wird nicht behauptet, dass die musikalische Entwicklung allein – anders gesagt: der Musiker im Berufsaspiranten – den Impuls zur Aufnahme des Studiums gab und die Motivation erklärt, noch werden damit andere Einflüsse auf den neuen Berufs- und Lebensweg geleugnet. Denn natürlich kann man verschiedene Ausgangs- bzw. Zielpunkte zur Erforschung einer Berufsmotivation wählen. Naheliegend ist beispielsweise die Fokussierung auf die Therapeutenpersönlichkeit, und dies allein schon deshalb, weil Musiktherapeuten mit der Musik als Handlungsbasis in gewisser Weise Unikate in der Psychotherapeutenlandschaft sind und von daher interessieren.

Diese Studie wählt aber dezidiert den thematischen Standort der Musikeridentität und Musikerpersönlichkeit in der Musiktherapeutenrolle, nimmt also ausschließlich und einseitig die musikalische Entwicklung unter dem Aspekt der musikalischen Tätigkeit im späteren Berufsvollzug in den Blick. Warum?

Es wird hier der Standpunkt vertreten, dass wir es mit einem Aspekt zu tun haben, der trotz jahrzehntelanger Entwicklung der professionellen Musiktherapie in Forschung, Theorie, Praxis und allen Ausbildungsfragen immer noch stiefmütterlich behandelt wird. Ablesbar ist das an verschiedenen Facetten der Berufswirklichkeit, auf die später noch im einzelnen eingegangen wird:

- Unter der Rubrik „Musikberufe“ nimmt Musiktherapie eine marginale Stellung ein.
- Man findet in der Öffentlichkeit hie und da eine bisweilen recht bizarre Motivationsunterstellung betreffend angehende Musiktherapeuten: sie seien

eigentlich die verhinderten Musiker, Möchte-gern-Therapeuten, weil das Andere (ausübende Musiker) eben nicht geklappt hat<sup>1</sup>.

- Aber auch in den Selbstzuschreibungen und Selbstbeschreibungen zeigt sich der Trend, mehr oder weniger ausschließlich den Therapeuten in der eigenen Identität zu betonen.
- In der Fachdiskussion (wie z. B. in Fallstudien) bleibt der musikbezogene Anteil am Therapiegeschehen oft unterbelichtet.
- Es gibt keine einheitlichen Vorstellungen über die Ausbildungsinhalte in Musik, zumindest was die musikpraktischen Anforderungen betrifft.
- Ausbildungsgruppen an den staatliche Studiengängen zeigen häufig ein Nebeneinander von studierten Musikern und anderen Berufszugängen, was zumindest strukturell eine (nicht nur curriculare) Herausforderung darstellt.
- etc.

Mit diesem Spektrum entfaltet sich gleichzeitig aber auch ein möglicher Nutzen der folgenden Studie, der darin bestehen könnte, den „Musikberuf Musiktherapie“ deutlicher zu konturieren, hierbei dem potentiellen Vorurteil zu begegnen, dass Musiktherapeuten weniger qualifizierte Musiker sind („Schmalspurmusiker“), Anregungen für die Musikcurricula in den Ausbildungen zu geben und möglicherweise der Berufspraxis mit Hinweisen zu dienen.

Befragt man angehende Musiktherapeuten wie z. B. Musiktherapiestudierende in der Aufnahmeprüfung und / oder in Einstiegsrunden im Studium danach, warum sie Musiktherapeuten werden wollen, so sind die Antworten so vielschichtig, wie es die Persönlichkeiten sind. Der Tenor lässt sich in etwa so zusammenfassen:

- immer schon etwas mit Musik machen wollen,
- es mit Menschen zu tun haben wollen,
- durch eine methodische Variante eine Erweiterung und Aufwertung des beruflichen Handelns anstreben,
- einen alternativen Berufsweg (Therapie anstelle von Pädagogik) gehen wollen,
- aus Arbeitslosigkeit herauszufinden suchen,
- ein zweites Standbein haben oder
- sich selbständig machen wollen,
- etc.

---

1 „Musiktherapie? ... Davor muss ich warnen! Damit beschäftigen sich zu 90% Leute, die es in der Musik zu nichts gebracht haben ... Wie kommt jemand überhaupt auf die Idee, so verschiedenartige Zugänge zu Menschen wie die des Musikers, des Lehrers, des Arztes und des Psychologen miteinander zu verbinden?“ Äußerungen eines Hochschulprofessors in einem Themenheft Spiegel spezial 12/1995 S. 40, zit. in: REISENER 1996, 3.

Diese Motivationszuweisungen scheinen zunächst rein external zu sein, sagen (noch) nichts darüber aus, welche personenspezifischen Entwicklungs- und Persönlichkeitsdeterminanten für die Entscheidung unterstützend gewirkt haben. Denn man könnte sich doch weitergehend fragen: gibt es (musikbezogen) eine personenspezifische „Passung“ zwischen Berufsanforderungen und deren Gestaltungsmöglichkeiten auf der einen Seite und der (vielleicht lebenslangen) Entwicklung der musikalischen Person auf der anderen Seite? Diese Frage erscheint deshalb umso virulenter, als wir es bei der Musiktherapie mit einem Beruf zu tun haben, dessen Professionsgeschichte noch jung und dessen berufsspezifische Anforderungen im öffentlichen Bewusstsein nicht allzu bekannt sind und selbst der Fachöffentlichkeit bisweilen recht diffus erscheinen müssen. Für potentielle Interessenten an dem Beruf ist von daher einer gewissen Fantasie in Bezug auf den Beruf und speziell auf die musikalischen Anteile Tor und Tür geöffnet, und diese Fantasie dürfte nicht unwesentlich durch die persönlichen Erfahrungen mit Musik gespeist sein.

Nicht zuletzt mit Blick auf die Biografieforschung wurde in der Persönlichkeitspsychologie ein Konzept der Persönlichkeit entwickelt, das diese unter dem Aspekt von Selbstentfaltung und Selbstgestaltung thematisiert und hierfür den Begriff der Autogenese entwirft (vgl. u. a. Jüttemann 2007). Danach ist Persönlichkeit ein lebenslang wirksamer Gestaltungsprozess der eigenen Person und ihrer Lebenswirklichkeit. Gilt ein solcher Prozess für die ganze Person, so mag er auch – das wäre zu beweisen – für die Person in einem ihrer personalen Teilbereiche, der Musikerpersönlichkeit, gelten. Wenn hier also der Akzent auf der „Person als Prozess“, auf Selbstgestaltungspotentialen und lebenslang und damit offen wirkenden Gegebenheiten liegt, so scheint es lohnenswert, die Entwicklung zur musiktherapeutischen Musikerpersönlichkeit unter diesen Aspekten zu betrachten. Damit sind forschungslogisch und hypothetisch Zufälle in der Berufswahl ausgeschlossen, auch Zuweisungen oder Impulse von außen, ökonomische Zwänge oder oberflächliche, vielleicht sogar kurzfristige ad hoc-Entscheidungen.

Da es sich bei Musiktherapie um einen Musikberuf handelt, ergab sich die Notwendigkeit, ganz allgemein der Genese von Musikerpersönlichkeiten und ihrer Verberuflichung wenigstens vergleichsweise nachzugehen, und dies umso mehr, als auch hier Sozialisations- und Enkulturationsbelange reflektiert werden. Am Anfang stand demgemäß ein ganze Kette von Fragen wie z. B. die folgenden: Wie sieht eigentlich ganz genau die musikalische Sozialisation von Musiktherapiestudierenden aus? Welche Facetten hat die entstandene Musikerpersönlichkeit, die sich im späteren Musiktherapeuten darstellt (oder verbirgt)? Kann man aus ihr heraus erklären, warum sich jemand auf Musiktherapie einlässt?

Muss man aufgrund des musikalischen Werdegangs von einem bestimmten Zugriff auf die Fachlichkeit in der späteren Berufspraxis rechnen?

Die Beantwortung dieser sehr komplexen Fragen legte

- eine qualitative Studie
- mit höchstmöglicher Offenheit im Befragungsteil
- und weitestgehend authentischem, also probanden-eigenem Material im Auswertungs- und Interpretationsteil
- unter beruflich noch nicht „verformten“ Fachkräften nahe.

In der Darstellung der Ergebnisse ist die Arbeit zweigeteilt – Abbild des Arbeitsprozesses und der Interessenrichtung, die sich zunehmend erweiterte:

**Teil 1** enthält Einzelfallstudien im Sinne von Portraitskizzen; hier geht es um die Identifizierung von Einzelpersönlichkeiten oder Einzelfällen in der Darstellung des je einzelnen Lebenswegs und Zugangs zur Musiktherapie. Damit wird das Feld erst einmal in seiner ganzen Vielschichtigkeit eröffnet.

Leser, die an der weitergehenden theoretischen und forschungslogischen Aufarbeitung des Interviewmaterials nicht interessiert sind, mögen übergehen zu dem Schlusskapitel, in dem einige Konsequenzen aus den Ergebnissen der gesamten Studie gezogen werden.

**Teil 2** ist der generalisierenden Ausarbeitung des Materials gewidmet. Sie hat das Ziel, personübergreifende Phänomene aufzudecken und zu beschreiben. Leser, die an dieser weiterführenden Arbeit ebenso wie an der theoretischen Basis der Interpretationen und der theoretischen Ableitung der Schlussfolgerungen Interesse haben, mögen sich mit dem Theorieteil („Vorwissen“) und der fallübergreifenden Analyse („Synopsis“ und „Rekonstruktion“) beschäftigen.

Arbeitstechnisch bedingt weist Teil 2 – im Verhältnis zu und im Verbund mit Teil 1 gesehen – erhebliche Redundanzen auf. Denn wenn die Probanden hier erneut und immer wieder in Ausführlichkeit zitiert werden, so geschieht dies einerseits, um den Kontext eines Zitats ausreichend darzustellen und das Zitat selbst verständlich zu machen; andererseits besteht das Bemühen, die Lebendigkeit der Sprache und damit der Person nicht mehr als notwendig zu beschneiden. Wiederholungen bzw. bereits bekannte Sachverhalte sind von daher nicht zu vermeiden.